

Presse-Informationen



DSCHABBER

Theaterstück für Menschen ab 13

von Marcus Youssef

Deutsche Übersetzung von Bastian Häfner

**Deutsche Erstaufführung
am 8. November 2018, 18 Uhr
im GRIPS Hansaplatz**

Inhalt

- Besetzung S. 3
- Synopsis | Vitae S. 4
- Praktische Informationen S. 7
- Interview mit Marcus Youssef S. 8
- Hintergrund-Informationen S. 10
 - Über „Antimuslimischen Rassismus“ (von Intersektionale Pädagogik)
 - „Muslimisch Weiblich Deutsch“ (von Lamya Kaddor)
 - Vier Frauen, vier Meinungen zum Kopftuch (TAZ-Interview)

Bitte beachten Sie: Die Informationen dieser Pressemappe entsprechen dem Stand des Zeitraums der Premiere/Uraufführung.

Alle aktuellen Informationen finden Sie auf unserer Website: grips-theater.de

Ihre Ansprechpartnerin im GRIPS

Anja Kraus | PR, Pressearbeit
030 397 47 416
0151 59101545
anja.kraus@grips-theater.de

Presse-Download auf www.grips-theater.de

GRIPS digital:
facebook.com/GripsTheater
twitter.com/GripsBerlin
instagram.com/grips_theater
youtube.com/c/GRIPSTheaterinBerlin
Newsletter: Anmelde-Button auf Website

Besetzung

DSCHABBER

Theaterstück für Menschen ab 13

von **Marcus Youssef**

Deutsche Übersetzung von Bastian Häfner

Deutsche Erstaufführung am 8. November 2018, 18 Uhr

im GRIPS Theater Berlin

Regie: **Jochen Strauch**

Musik: **Thilo Brandt**

Bühne und Kostüme: **Christin Treunert**

Komposition & Sounddesign: **Matthias Schubert**

Video: **Alexander Merbeth**

Dramaturgie: **Tobias Diekmann**

Theaterpädagogik: **David Vogel**

Jonas | Ein Mädchen **Patrik Cieslik**

Herr Müller | Melissa..... **Marius Lamprecht***

Fatima **Nina Reithmeier**

Musiker **Thilo Brandt (Drums)**

*neu im Ensemble

Spielort: GRIPS Hansaplatz

Uraufführung im September 2012 Geordie Theatre, Montreal, Regie: Amanda Kellock

Alle Rechte bei Rowohlt Theaterverlag

Synopsis | Vitae

SHORT: *Die 16-jährige selbstbewusste Fatima hat sich entschieden, ein Kopftuch, den Hidschāb, zu tragen. In der neuen Schule vermisst sie nicht nur ihre Freundinnen, die sich selbst „Dschabber“ nennen, sondern muss sich auch noch mit Jonas herumschlagen, der sie mit einer Mischung aus Überheblichkeit und Hartnäckigkeit provoziert. Obwohl die beiden kaum unterschiedlicher sein könnten, entwickelt sich eine vorsichtige Liebesgeschichte. Für ihre Umgebung eine Provokation ...*

LONG: *„Kennt ihr das, wenn man den Blick von jemandem auffängt, nur ganz kurz, und man sieht genau, was in ihren Köpfen vorgeht?“ fragt die 16-jährige Fatima. „Boah, was soll das Kopftuch? Bestimmt muss sie das tragen. Ist das ne Terroristin? Bestimmt ist die voll still und schüchtern.“ Die 16-jährige Fatima hat sich bewusst für ein Kopftuch entschieden, und sie ist weder still noch schüchtern, erst recht nicht, wenn sie mit ihren Freundinnen, den Hidschab tragenden „Dschabber“, zusammen ist. Das ist vorbei, als sie wegen eines antimuslimischen Graffiti-Spruchs die Schule wechseln muss, und hier als einzige ein Kopftuch trägt. Ganz besonders lässt sie das ihr Mitschüler Jonas spüren, der regelmäßig wegen seiner geschmacklosen Bemerkungen beim Rektor landet. Mit einer Mischung aus Überheblichkeit und Hartnäckigkeit geht er auch Fatima auf den Geist, beide schonen sich gegenseitig nicht mit ihren Sprüchen. Und doch ist da irgendetwas zwischen ihnen, was sie zu verbinden scheint...*

»Sie sagte: ›Glaubst du nicht, wenn du ein Kopftuch trägst, denken die Männer in deiner Kultur, sie haben Macht über dich?‹
Ich sagte: ›Ich weiß nicht, glauben Sie nicht, wenn Sie immer diese ekligen Pullover tragen, denken die Leute, Sie sind eine peinliche Schnalle?‹
Nur habe ich das nicht wirklich gesagt.
Sondern: ›Ich sehe das nicht so, aber ich verstehe Ihr Argument.‹
(Fatima in »Dschabber«)

” ... the presumptions we make about those we consider “different” often tell us more about ourselves than the people those presumptions are meant to define.“
(Marcus Youssef)

Vitae

MARCUS YOUSSEF ist in Montréal geboren und der Sohn ägyptischer Eltern. Er arbeitet als Autor, Regisseur, Aktivist, Schauspieler und Journalist. Seine Stücke wurden bereits in etliche Sprachen übersetzt und weltweit in Theatern und auf renommierten Festivals gespielt, wie u. a. dem Dublin Theatre Festival, dem Brno Festival in Tschechien oder dem Foreign Affairs im Rahmen der Berliner Festspiele. Seit 2005 ist er außerdem künstlerischer Leiter und Co-Intendant des Newworld Theatre in Vancouver und wurde 2017 mit dem wichtigsten kanadischen Theaterpreis, dem Siminovitch Award, ausgezeichnet.

Aus dem Profil des NEWORLD THEATRE:

In the last five years Newworld Theatre has produced 12 original productions (11 of which were new works), and presented them in 46 theatres and festivals in 7 Canadian provinces and 10 countries around the world, from Reykjavik to Dublin to Berlin. Major projects in our 20 year history include: the international touring hit *Winners and Losers*, the canonical war-on-terror satire, *Ali and Ali and the aXes of Evil*, and James Fagan Tait's landmark Dostoyevsky adaptations *Crime and Punishment* and the *Idiot*, to name just a few. Major awards: Rio-Tinto Alcan Performing Arts Award, almost two dozen Jessie Richardson awards, the Seattle Times Footlight Award, Vancouver Critics' Choice Award (three times).“
(newworldtheatre.com)

JOCHEN STRAUCH:

Freier Regisseur, Dozent und Kommunikationsagent.
Studierte Theaterregie an der Theaterakademie Ulm. Begründete mit zwei Arbeiten 2001 das „Junge Schauspielhaus Hamburg“.
2002 bis 2010 freischaffender Regisseur bundesweit, in der Schweiz und Italien.
2006 bis 2009 Stipendiat im Postgraduate Masterprogramm Executive Master in Arts Administration der Universität Zürich (MBA für Kunstinstitute).
2009 bis 2017 formte und führte er die Kommunikations-Abteilungen für das Thalia Theater Hamburg, die die „Marke Thalia“ auf verschiedensten zeitgemäßen Kanälen (online & offline) inhaltlich differenziert in Szene setzen und mit der Stadt vernetzen. Ab 2014 Leitung der Kommunikation mit den integrierten Bereichen Presse und Öffentlichkeitsarbeit.
Seit 2017 wieder freischaffend als Regisseur

Drei Fragen an Jochen Strauch:

Du hast das „Junge Schauspielhaus“ in Hamburg mitgegründet, was verbindet dich mit dem Kinder- und Jugendtheater?

Jochen Strauch: „Ich bin mit dem niederländischem Erzähltheater aufgewachsen, dieser speziellen Art von Theater, das bei Tageslicht in Turnhallen stattfindet, dem leeren Raum von Peter Brook gar nicht unähnlich. Meine erste bezahlte Arbeit hatte ich in einer Koproduktion des aus dem holländischen kommenden Avanti-Theaters mit dem Theater Aachen bei „Hilletje Jans“ des hochverehrten Ad de Bont. Ich habe Suzanne van Lohuizens „Junge im Bus“ und „Vater Che Guevara“ in Hamburg inszeniert und damit das Label „Junges Schauspielhaus“ begründet, während ich zeitgleich die „Autoren in Residency“ inszenierend betreut habe. Für mich ist also zeitgenössisches Arbeiten und Kinder- und Jugendtheater immer schon verlinkt gewesen. Ich habe aber ebenso mit großer Begeisterung den „Zauberer von Oz“ in der Oper Lübeck für 1.000 Kinder im Publikum erarbeitet.“

Du beschäftigst dich schon länger mit den Lebenswirklichkeiten muslimischer Jugendlicher hier in Deutschland, wie kommt das?

Jochen Strauch: „Ich habe im Rahmen meiner Kommunikationsarbeit am Thalia Theater Hamburg eng mit der Theaterpädagogik zusammengearbeitet und das Programm „Thalia Migration“ entwickelt, im Rahmen dessen stand ich im intensiven Austausch mit den unterschiedlichsten Communities. Insofern weiß ich sehr genau, wovon ich rede.“

Es ist dein Einstand beim GRIPS, was verbindest du mit dem Haus?

Jochen Strauch: „Eines meiner ersten Intensiven Theatererlebnisse war, wie bei soviel Theatermachern, ein Spielclub der Theaterpädagogik am Theater Aachen. Thema war: „Linie 1“ - ich habe die Aufführung unzählige

Male gesehen - und als ich während der Proben nun, 30 Jahre später, in der 1848. Vorstellung des Originals erstmals sitze, war das wie eine ganz seltsame Überlappung von Vergangenheit und Gegenwart. In der Schauspielschule haben wir von diesem legendären GRIPS und Volker Ludwigs radikaler Ehrlichkeit und Deutlichkeit in der Ansprache junger Erwachsener gelernt. Eine große Ehre an diesem theatergeschichtlich aufgeladenen Ort ausgerechnet in der Jubiläumsspielzeit eine Deutsche Erstaufführung beitragen zu dürfen!“

Selbst wenn das Kopftuch im Stück eine wichtige Rolle spielt, verwehrt sich Regisseur Jochen Strauch dagegen, dass „Dschabber“ ein Stück zur Kopftuch-Diskussion sei: „Ich finde nicht, dass wir als Künstler jetzt die Antwort auf gesamtgesellschaftliche komplexe Diskurse geben sollten! Wir erzählen eine Geschichte, die hoffentlich die Augen öffnet, berührt, sensibilisiert und staunen macht über all das, was wir nicht wissen. Die uns Empathie und Großzügigkeit in uns zu erfahren ermöglicht.“ Zum Diskutieren lädt Jochen Strauch, der als Regisseur bundesweit, in der Schweiz und Italien arbeitet und mit dieser Produktion seinen Einstand im GRIPS Theater gibt, dennoch ein. In seinem Blog (jochenstrauch.com) lässt er interaktiv teilhaben an den Probenprozessen, Gedanken und Entwicklungen der Produktion „Dschabber“, wie auch an einem exklusiven Interview mit Marcus Youssef selbst.

„Für mich ist das Stück eine Romeo-Julia-Geschichte, angesiedelt im Hier und Jetzt und in der Großstadt,“ sagt Jochen Strauch. „Schöner, pointenreicher und liebevoller kann interkulturellen Dialog nicht erzählt werden.“

Praktische Informationen

Vorstellungstermine

ALLE Termine bis Spielzeitende sind online buchbar auf www.grips-theater.de, Mitte Mai werden die Termine von August bis Dezember 2019 veröffentlicht. Das Stück wird in die nächste Spielzeit übernommen.

Karten

030 – 397 47 40 für Vormittagsvorstellungen (Büro, werktags 9 – 17 Uhr)

030 – 397 47 477 für Nachmittags- und Abendvorstellungen (Kasse, täglich 12 – 18 Uhr)

Oder ONLINE auf www.grips-theater.de

Angelika Heine, unsere Schulbeauftragte, berät Schulklassen und Gruppen: 030 – 397 47 411 (werktags 9 bis 17 Uhr) oder angelika.heine@grips-theater.de.

Preise: 14 € | 9 € ermäßigt | 5,50,- mit „Theater-der-Schulen“-Schein

Spielort: GRIPS Hansaplatz, Altonaer Str. 22, 10557 Berlin | direkt U Hansaplatz (U9) und Nähe S Bellevue

PR/Pressearbeit im GRIPS:

Anja Kraus 030 – 397 47 416 | 0151 59 10 15 45 | anja.kraus@grips-theater.de

Presse-Download

mit Informationen und Promofotos auf www.grips-theater.de, siehe Button oben rechts auf der Startseite! Ab 8.11. abends stehen auch Inszenierungsfotos online.

GRIPS online:

- facebook.com/GripsTheater
- twitter.com/GripsBerlin
- Instagram/grips_theater
- youtube.com/c/GRIPSTheaterinBerlin
- Newsletter-Anmeldung, Button auf der Website

Interview mit Marcus Youssef

Die Fragen stellte Regisseur Jochen Strauch per Mail (siehe: jochenstrauch.com/making-of-dschabber)

J. Strauch: **What is your relationship to Islam? Are you a (faithful) Muslim?**

M. Youssef: I am not Muslim. My father is Egyptian and my family is Coptic Christian. However, as the (Arab-looking) mixed-race son of an Egyptian, in my daily life I am presumed to be Muslim by almost all the European-Canadians I know. Deciding to write a play about a female Muslim protagonist was a conscious choice. I have always written about North American or Western perceptions (and misperceptions) of the Arab world. I came of age during the first Gulf War and was 32 when 9/11 happened. Even before the disintegration of Syria and the latest migration from the Middle East the demonizing of Muslims and Arabs in North America was in full swing. I also was very aware that there had been very few – if any – female Muslim protagonists in a Canadian play. This felt like something I wanted to challenge. I am constantly interested in the perspective of those who, in whatever, context are presumed to be “other” or fundamentally “different.” I think the presumptions we make about those we consider “different” often tell us more about ourselves than the people those presumptions are meant to define. I was also interested in the way an angry, young, white man with a bad reputation can be “othered” — and what would happen if those two characters found a connection, because they are both “categories” of people who feel like they’re not permitted to belong.

J. Strauch: **Did or do you experience Islamophobia?**

M. Youssef: Well, yes and no. Certainly not like recent immigrants from the Middle East who have non-Canadian accents or who wear clothing that may signify their religious beliefs. At the same time, as a visible Arab, there are endless assumptions that people make about me and the place my family comes from. The interesting place I occupy is that I am very enculturated. I was raised in suburban Canada, and went to school with almost exclusively white, Euro-Canadians. This puts me in what in my generation was a very unique position. Of course this experience is much more common for young people in Canada now.

J. Strauch: **What is your relationship to Egypt? Where you born there or where you already born in Canada? In which way do you define yourself as a migrant?**

M. Youssef: I am not a migrant, I am the child of migrants – one from Egypt and the other from the United States (very different kinds of migrations, but migrations nonetheless). I consider myself an Egyptian-Canadian — primarily because I am visibly an Arab. [...]

J. Strauch: **Do you know about Germany’s newest history with migration and refugees? A new Angst confronts an openhearted welcome culture, a clash of civilizations divides up our society...**

M. Youssef: I do know about this. I wrote the play in 2012. As it began to tour and as migrants from Syria and Iraq began the great exodus for safety and security in Europe, I thought that I would very much like this play to be produced in Germany. It has always felt to me like it might be very relevant to European audiences. We in Canada have an interesting relationship to migration and what we call “muticulturalism”. Welcoming migrants from non-Western cultures has been part of Canada’s national immigration policy since the 1970s. However, Canada also largely limits that immigration to migrants who are seen to be economically beneficial. Canada does not prioritize family-reunification in the way that the United States does (something that, obviously, Donald Trump wants to change — the change he wants to make is, in fact, based on the Canadian model). And Canada has done a lot of self-congratulation about the number of refugees it has taken in the last few years. (...) We are, however, also seeing some growth of far-right nationalism in Canada and – interestingly and maybe ironically – Islamophobic, anti-refugee activism from other, more establish migrant communities. Many of Canada’s immigrant communities are, in fact, quite conservative socially.

J. Strauch: How do you write? Is part of your work in a way devising that you make workshop with young adults and develop stories coming from their backgrounds?

M. Youssef: Yes. It depends on the play, of course, but with Jabber (and plays like it) I often go into schools whose populations reflect the characters I am writing about and spend time working with students. I lead classes and exercises and then – over time – begin to talk to the students, in groups and individually, about my ideas for the play and what they think of them.

This is also becoming more and more important with plays like this, I think. I wrote Jabber before tens of thousands of Middle-Eastern refugees moved to Canada. The play has been performed across Canada every year since 2012. For the first time, I have received some (not a lot, but some) criticism of it, mostly from devout Muslim students who feel that it is disrespectful to Islam, particularly the scene where Fatima takes off her hijab. This has been a good process — discussing this with students and hearing their objections, and also talking about how it’s important to me in a play to consider what happens through the whole story, not just in a single scene.

J. Strauch: Where do you work mostly in Canada?

M. Youssef: I live in Vancouver, which is on the west coast, about two hours north of Seattle, USA. This is where I write and where I am also artistic director of a theatre company, Newworld Theatre. I regularly work in most bigger Canadian cities – Toronto, Montreal, Ottawa, Calgary, Edmonton. I also sometimes work in the United States, Australia, Egypt and the United Kingdom. My plays have been produced and presented in probably 15 or so countries, in several languages. ...

Zum Abdruck honorarfrei!

Hintergrund-Informationen

Über „Antimuslimischen Rassismus“

Aus: Initiative intersektionaler Pädagogik (I-PÄD)(Hrsg.): Intersektionale Pädagogik. Ein Beitrag zu inklusiver pädagogischer Praxis, vorurteilsbewusster Bildung und Erziehung. Berlin, 2015: S.31-34.

„Alltagsrassismus ist kein vereinzelt auftretendes Phänomen. Tagtäglich sind People of Color/Schwarze Personen der Gefahr des Alltagsrassismus ausgesetzt. Es passiert in der Schule, in der Universität, im Bus, im Supermarkt und in der eigenen Familie.

Weißer Menschen hingegen haben das Privileg, sich dafür entscheiden zu können, ob sie sich mit Rassismus auseinandersetzen oder nicht. Sie sind nicht diejenigen, die in Medienberichten als eine homogene Gruppe dargestellt werden. Sie erleben aufgrund ihrer vermeintlichen Herkunft keine Benachteiligung bei der Wohnungs- und Arbeitssuche. Sich dessen bewusst zu werden und eine Sensibilität für die rassistische Normalität zu bekommen, die PoC in Deutschland tagtäglich, vor allem in Institutionen wie dem Kindergarten, der Universität und der Schule erleben, liegt in der Verantwortung der Weißen.

[...] Die Zuschreibungen [...] entstehen nicht zufällig. Sie gehen auf eine langjährige Tradition von Geschichten, Märchen und Reiseberichten zurück, die bestimmte Bilder und Gedankenketten erschaffen und prägen.

Laut Reiseberichten aus dem 17. Jahrhundert waren die „guten Türken und Marokkaner“ immer diejenigen, die vom Islam zum Christentum konvertierten. Es wurde angenommen, dass Menschen, die nicht aus Europa stammten, „rückständig“ und „primitiv“ seien. Im Gegensatz dazu wurde Europa als „fortschrittlich“, „aufgeklärt“ und „kultiviert“ beschrieben. Gleichzeitig wurde der „Orient“ kreiert, also sämtliche sich kulturell und politisch unterscheidende Länder zu einer Einheit gemacht.

Dies wirkt sich heute immer noch auf unsere Gedanken aus. Insbesondere dann, wenn über Migration gesprochen wird. Dabei wird der Islam als eine einheitliche Religion dargestellt. Obwohl es ähnlich wie im Christentum auch innerhalb des Islams unterschiedliche Strömungen gibt.

In der pädagogischen Arbeit werden häufig vermeintliche Defizite bei Jugendlichen auf eine angebliche kulturelle und religiöse Zugehörigkeit („Der Islam“) zurückgeführt. Ein Beispiel dafür ist sexistisches Verhalten, was besonders mit einer „patriarchalen Kultur“ des jeweiligen „Herkunftslandes“ begründet wird. Jedoch ist Sexismus kein explizit „muslimisches“ Problem, sondern ein globales. Auch die weiß-deutsche Mehrheitsgesellschaft ist weit von der Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen entfernt.“

„Muslimisch Weiblich Deutsch“

Aus: Kaddor, Lamy: „Muslimisch Weiblich Deutsch – Mein Weg zu einem zeitgemäßen Islam“, C.H. Beck, München 2010

Experten und Schläfer

[...] Immer mehr Nicht-Muslime meinen zu „wissen“, wie es bei Muslimen zu Hause zugeht, dass Muslime zu Bandenverhalten neigen, ohnehin nur Sozialschmarotzer sind und dass Musliminnen ihr Kopftuch als Zeichen der Unterdrückung tragen müssen, denn in ihrer heilen Welt der Gleichberechtigung – die man übrigens jederzeit mühelos ins Wanken bringen könnte – kann es nicht sein, dass sich eine Frau aus freien Stücken für das Kopftuch entschieden hat. Außerdem sind sich diese Islam-Kenner einig, dass das Herz eines Muslims – egal, wie „deutsch“ es ist – in Wirklichkeit immer für eine Ideologie namens Islam schlagen wird. Natürlich sympathisiert auch jeder Muslim insgeheim mit Terroranschlägen auf der Welt und treibt die „stille Islamisierung“ voran. [...]

Auffällig bei all diesen „Multiplikatoren“ – Medien, Islamexperten, Internet – ist das Fehlen jener Vernunft, die sie selbst jedem absprechen, der den Islam und die Muslime nicht mindestens genauso kritisch betrachtet wie sie selbst. Natürlich gibt es muslimische Frauen, die von ihren Männern unterdrückt werden. Aber muslimische Frauen werden nicht deshalb von ihren Männern unterdrückt, weil der Islam ihm befiehlt, sie zu unterdrücken, sondern weil er eine gewisse Vorstellung vom Leben hat, die er mit dem Islam legitimieren und rechtfertigen will. Er missbraucht den Koran, um dessen Verständnis er sich vermutlich nie bemüht hat, zu seinen Gunsten. [...] Ihr monokausaler Ansatz [Anmerk.: der „Multiplikatoren“], einzig die Religion zur Verantwortung zu ziehen, als ob nur sie den Charakter von Tätern und Opfern mit islamischem Familienhintergrund bestimmen würde, lässt sich sowohl theologisch als auch soziologisch nicht aufrechterhalten. In der Regel spielen andere Faktoren eine größere Rolle: Bildungsstand, Gesellschaftsstatus, Lebensstandard, politische Einstellungen oder Diskriminierungserfahrungen. Solche Aspekte werden in den einschlägigen Abhandlungen aber meist unterschlagen.[...]

Muslimische Identität

Jeder Mensch benötigt bestimmte Fähigkeiten, um eine Identität ausbilden zu können. Dazu gehört zunächst einmal, sich über sich selbst klar zu werden. Erst wenn man das kann, ist man in der Lage, einen anderen in seiner Andersartigkeit zu erkennen und zu akzeptieren. Und je mehr ich die Andersartigkeit eines anderen erkenne und akzeptiere, desto besser bin ich wiederum in der Lage, mich selbst zu erkennen und zu akzeptieren. Diese beiden Prozesse, sich über sich selbst klar zu werden und Unterschiede zu anderen wahrzunehmen, sind für jeden Menschen auf der Welt, egal ob in Ougadougou oder in Bad Münstereifel, entscheidend für die Identitätsbildung. Zugleich liegt in dieser menschlichen Eigenart eine menschliche Gefahr. In der Abgrenzung zu anderen gilt es darauf zu achten, keine Wertungen vorzunehmen. [...]

Die Suche nach Unterschieden und Gemeinsamkeiten, die ständig neu entdeckt werden, ist ein dynamischer Prozess, der im Idealfall ein Leben lang anhält. Identität muss sich verändern können. Mit fünfzehn Jahren hat man nicht das gleiche Selbstverständnis wie mit dreißig, vierzig, fünfzig oder achtzig Jahren. [...]

Vier Frauen, vier Meinungen:

Aus: <http://www.taz.de/!5011223/> , „Gesellschaft, Alltag“ vom 25.04.2015

Interview von Marlene Halser mit Jasamin Ulfat, Malika Boukraf, Nemi El-Hassan und Zeynep Mutlu-Iskender. Das Tuch gehört für viele muslimische Frauen zur Identität. Ein Gespräch über Opferrollen, gute Ausländerinnen und die Emanzipation durch das Verschleiern.

„Nur eine Verpackung, mehr nicht“

TAZ: Frau Ulfat, Frau Boukraf, Frau El-Hassan, Frau Mutlu-Iskender, jede von Ihnen trägt das Kopftuch auf sehr unterschiedliche Weise. Warum?

[...]

Boukraf: Ich vergleiche es mit der Handschrift. Auch die verändert sich im Laufe des Lebens. Man probiert verschiedene Stile aus. Anfangs war ich sehr unsicher. Ich wollte es ganz besonders richtig machen und habe das Tuch sehr straff gebunden und so viel wie möglich verhüllt, weil ich dachte, dass es meinen Eltern gefällt. Heute weiß ich, wie ich ticke, kenne mich besser und kann deshalb auch mit dem Tuch lockerer sein. Auch meine Eltern hatte ich falsch eingeschätzt. Das Strenge war ihnen gar nicht so wichtig, wie ich dachte. Aber es spielen auch ganz praktische Gründe eine Rolle: Was geht am schnellsten? Was steht mir? Für jede Gesichtsform ist eine andere Art, das Tuch zu binden, ideal.

TAZ: Teilen Sie das?

Ulfat: Ja. Als ich noch jünger war, wusste ich überhaupt nicht, wie ich das Tuch am besten binden soll. Es war total unpraktisch. Ich konnte mich damit nicht bewegen, keinen Sport machen. Mittlerweile habe ich eine Form für mich gefunden, mit der ich auch zum Zug rennen kann, ohne dass mir das Tuch davonfliegt.

TAZ: Nun sieht man aber Ihren Hals, Frau Ulfat ...

Ulfat: Es gibt bestimmte Hinweise im Koran, wie das Tuch zu tragen ist. Die lassen sich von Vollverschleierung bis kopftuchlos unterschiedlich auslegen. Für mich ist es in Ordnung, wenn man den Hals sieht. Andere sind da strikter.

El-Hassan: Mir ist es schon wichtig, dass der Hals bedeckt ist. Auch dass man die Arme nicht sieht. Aber meine Kollegin hat recht. Es gibt viele religiöse Strömungen und Rechtsschulen im Islam. Die Mainstreamauslegung lautet: Gesicht und Hände dürfen frei bleiben. Der Rest wird verhüllt. Aber es gibt keine Autorität, die einem reinreden könnte, wenn man das anders sieht.

TAZ: Haben Sie alle selbst entschieden, ein Kopftuch zu tragen?

Mutlu-Iskender: Ja. Ich habe mit 14, 15 Jahren damit angefangen. Ich habe vier Schwestern. Die waren meine Vorbilder. Auch meine Mutter trägt Kopftuch. Ich wollte dazugehören. Meiner Mutter wäre es lieber gewesen, ich hätte das erst nach der Ausbildung oder nach dem Studium begonnen. Umso später, umso

besser, sagte sie. Damit ich es leichter habe und nicht immer die Kämpferin sein muss, wie meine Schwestern. Aber ich habe es trotzdem gemacht.

TAZ: **Wogegen muss man denn kämpfen?**

Ulfat: Gegen Vorurteile, gegen Anfeindungen.

TAZ: **Wann haben Sie damit angefangen?**

Ulfat: Mit 13 Jahren. Ich komme aus einer sehr strengen islamischen Familie. Meine Mutter ist deutsche Konvertitin, mein Vater stammt aus Afghanistan. Ihm war es immer sehr wichtig, dass seine drei Töchter eine gute Ausbildung machen, aber auch dass wir Kopftuch tragen. Mit 16, 17 Jahren hätte ich es trotzdem fast abgelegt.

TAZ: **Weshalb?**

Ulfat: Ich bin in der hessischen Provinz aufgewachsen. Meine Schule besuchten 1.700 Schüler, ich war die Einzige mit Kopftuch. Das war sehr schwer für mich. Ich konnte mich nicht modisch kleiden, fühlte mich fast wie ein drittes Geschlecht. Auf der Straße wurde ich beschimpft, angespuckt, ins KZ gewünscht, manchmal sind ältere Damen angewidert aufgestanden, wenn ich mich im Bus neben sie setzte. Aber ich habe mich durchgebissen. Meine Schwestern haben das Tuch irgendwann ausgezogen. Man bekommt viele Jobs nicht, hat Probleme bei der Wohnungssuche. Das erzeugt Zukunftsängste. Ich verstehe jede Frau, die es nicht tragen möchte. Mein Vater hat, trotz seiner strengen Auslegung des Islam, auch Verständnis für uns. Meine Mutter, die es selbst trägt, sowieso.

TAZ: **Haben Sie alle so früh damit angefangen?**

El-Hassan: Ich habe erst mit 17 Jahren entschieden, Kopftuch zu tragen. Und es war ein langwieriger Prozess, bis es so weit war. In den Wochen zuvor habe ich viel geweint.

TAZ: **Warum?**

El-Hassan: Ich hatte Angst. Ich bin in Brandenburg aufgewachsen. Frauen mit Kopftuch gibt es dort kaum, schon gar keine jungen. Und die Ressentiments sind groß. Meine Eltern sind Muslime, die ganz normal beten und fasten. Meine Mutter trägt auch Kopftuch. Aber mein Vater wollte nicht, dass ich das Tuch trage. Im Osten sei das zu schwer, meinte er. Ich bin auch auf ein katholisches Gymnasium gegangen. Ich hatte Angst um meine Noten, dass ich schlechter bewertet werde, wenn ich ein Kopftuch trage. Ein gutes Abitur war mir total wichtig.

TAZ: **Warum haben Sie sich trotzdem für das Kopftuch entschieden?**

El-Hassan: Ich habe in der 11. Klasse die Religion für mich entdeckt. Und zwar mehr oder weniger zufällig. [...] Unsere Gemeinde organisiert einmal im Jahr eine Fahrt nach Hamburg zur Blauen Moschee. Meine Cousine und ich wollten nur mitfahren, weil wir uns die Stadt ansehen wollten. Weil ich aber am selben Tag erst von einer Klassenfahrt zurückgekommen war, war ich so müde, dass ich am Ende in der Moschee hängen geblieben bin. Was ich dort erlebt habe, hat mich emotional sehr berührt. Die Menschen, die so sehr ins Gebet vertieft waren. Und alle waren so nett zueinander. Danach habe ich begonnen, mich mit dem Islam

zu befassen, und bin jeden Freitag nach Berlin gefahren, um einen Islamkurs zu besuchen. Zwei Jahre später, in der 13. Klasse, war ich für das Kopftuch bereit.

TAZ: **Wurden Ihre Befürchtungen bestätigt?**

El-Hassan: An der Schule nicht. Als alle überzeugt waren, dass ich zu nichts gezwungen werde, habe ich dort fast nur gute Erfahrungen gemacht. Außerhalb der Schule war das anders. Ohne Kopftuch hat man mich für eine Italienerin oder Spanierin gehalten, also für eine gute Ausländerin. Mit Kopftuch sieht man nun sofort, welcher Religion ich angehöre und aus welchem Kulturkreis ich stamme. Rassismus kenne ich, seit ich 17 bin.

TAZ: **Was haben Sie erlebt?**

El-Hassan: Es passiert so viel. Drei Neonazis in Brandenburg wollten ihre Hunde auf mich hetzen. Hier in Berlin hat mich jemand angeschrien, ich Kopftuchschlampe solle dahin gehen, wo ich hergekommen bin. Und neulich in der Bibliothek hat mich ein Mann angebrüllt, was mir einfalle, mit einer Burka in die Uni zu kommen, und dass ich in der Bibliothek nichts verloren hätte. Man sieht also: Rassismus hat leider nichts mit dem Grad der Bildung zu tun.

Ulfat: Das kann ich bestätigen. Das Perfide ist: Wenn die Menschen gut ausgebildet sind, wird die Diskriminierung nur indirekter, versteckter. Man bekommt eine Stelle nicht oder nur einen Job ohne Kundenkontakt, darf nicht mit aufs Firmenfoto und all so was. Aber niemand sagt einem ins Gesicht, dass es am Kopftuch liegt. Dagegen kann man sich viel schwerer wehren als gegen offene Anfeindungen.

[...]

TAZ: **Frau Boukraf, Sie unterrichten als Lehrerin an einem Gymnasium. Das Kopftuch mussten Sie dazu bislang absetzen. Fiel Ihnen das leicht?**

Boukraf: In den ersten Wochen war das sehr befremdlich. Ich trage das Tuch, seit ich zwölf Jahre alt bin. Ich fand es plötzlich ganz schön kalt um die Ohren. Was aber viel wichtiger ist: Ich fühlte mich entblößt, so, als würde ich im Bikini über den Schulhof laufen. Plötzlich musste ich Bereiche zeigen, die für mich zur Intimsphäre gehören. Eine Bekannte sagte zu mir: Du hast bestimmt schönes Haar. Den anderen wird das gefallen. Okay. Aber für mich ist das in etwa so, als würde jemand sagen: Du hast bestimmt tolles, gewelltes Schamhaar. Zeig es mir doch mal!

Ulfat: Die Gesellschaft gibt einem manchmal das Gefühl, als habe sie ein Anrecht auf unsere Haare, als würden wir den Menschen etwas vorenthalten. Aber das ist Quatsch.

El-Hasan: Das ist absurd. Eigentlich ist es ja ein emanzipatorischer Ansatz, als Frau zu sagen: Ich möchte bestimmte Körperregionen nicht zeigen.

TAZ: **Frau Boukraf, warum haben Sie sich gebeugt?**

Boukraf: Eigentlich wollte ich das nicht. Ich habe immer für mein Recht gekämpft und auch andere Kommilitoninnen bestärkt. [...] Noch schlimmer als der Gedanke, das Kopftuch abnehmen zu müssen, war für mich die Angst, keinen Job zu bekommen. Ich komme aus einer marokkanischen Großfamilie. Seit ich dazu in

der Lage bin, arbeite ich und unterstütze meine Eltern finanziell. Ihnen sagen zu müssen, dass ich arbeitslos bin, hätte ich nicht geschafft. Als ich die Zusage in NRW bekam, habe ich innerhalb von 24 Stunden entschieden, das Kopftuch für die Arbeit abzulegen. [...]

TAZ: **Haben Sie sich mittlerweile daran gewöhnt?**

Boukraf: Ja, und wenn man ausblendet, dass ich mir in der Hinsicht nicht treu bleiben konnte, ist es sehr angenehm. Ohne Kopftuch erlebe ich die rassismusfreieste Zeit meines Lebens. Plötzlich sehen mich die anderen als Menschen und nehmen mich als Individuum wahr. Wenn ich das Kopftuch trage, bin ich das leider nicht. Dann bin ich eine Frau mit Kopftuch, der man bestimmte Attribute zuschreibt: Putzfrau, spricht kein Deutsch, wird unterdrückt. Und ich werde als Opfer wahrgenommen, an dem einige ihre Aggressionen ablassen wollen.

TAZ: **Warum setzten Sie das Tuch dann nicht einfach ab?**

Boukraf: Weil ich das nicht bin! Das Kopftuch gehört zu meiner Identität und wäre für mich idealerweise auch Teil meiner Lehreridentität.

[...]

Ulfat: Ja. Denn dies impliziert, dass wir in der Bringschuld sind. Als würden wir etwas falsch machen und das Problem mit unserem Verhalten hervorrufen. Das stimmt aber nicht. Wir sind nicht schuld an der Diskriminierung, die uns widerfährt, nur weil wir so aussehen, wie wir aussehen. Genauso wie die Frau, die einen Minirock trägt, niemanden zu einer Vergewaltigung provoziert. Natürlich ist das Leben einfacher ohne Kopftuch! Mein Mann hat mich zu Beginn unserer Ehe gefragt, ob ich mir vorstellen könne, es abzusetzen, damit wir als Ehepaar auch beruflich vorankommen. Ich habe darüber nachgedacht. Aber ich habe meine Jugend mit dem Tuch durchgemacht. Wenn ich es jetzt absetze, dann müsste ich mich noch mal ganz neu erfinden. Und das möchte ich nicht. Ich finde es wichtig, dass ich in Deutschland mit Kopftuch leben und Karriere machen kann. Das heißt für mich, dass Deutschland ein offenes Land ist, in dem alles nebeneinander funktioniert: vom Minirock bis zur Vollverschleierung, Hetero, Homo, Trans ... Ich bin für eine offene Gesellschaft in jeder Hinsicht. Wenn das unmöglich wird, dann stimmt etwas nicht.

TAZ: **Ihr Mann möchte, dass Sie das Tuch absetzen?**

Ulfat: Er will, dass ich tue, was ich für richtig halte, und unterstützt mich bei allem, was ich entscheide. Wir haben aber schon darüber gesprochen. Es wäre für uns alle einfacher, wenn ich es nicht tragen würde. Ich werde von der Gesellschaft als Opfer wahrgenommen, er automatisch als Täter, als Unterdrücker. Ich kenne Männer, die ihre Frauen bitten, zur Betriebsfeier das Kopftuch abzusetzen, weil das ihre Aufstiegschancen im Unternehmen einschränkt. So weit wollen wir uns aber nicht verbiegen.

[...]

TAZ: **Gibt es nicht auch Menschen ohne Kopftuch, die einschreiten, wenn Sie beschimpft werden?**

El-Hassan: Extrem selten. Wenn jemand hilft, dann sind es meist Männer, die selbst aus einem anderen Kulturkreis kommen. Aber warum müssen die sich verantwortlich fühlen? Warum müssen die plötzlich alle Kopftuchfrauen von Berlin verteidigen?

TAZ: **In New York gibt es eine Muslimin, die den World Hijab Day ins Leben gerufen hat, und propagiert, dass an diesem Tag alle Frauen – ganz gleich, welchen Glaubens – ein Kopftuch tragen. Wie finden Sie das?**

Mutlu-Iskender: Das ist eine coole Idee! Wenn es den Menschen gelingt, das Tuch unter modischen Aspekten zu sehen, wenn sie es einfach schön finden, dann gelingt es ihnen auch oft, die Vorurteile hinter sich zu lassen. Mit dem Turban, den ich trage, sind die Menschen eher neugierig als ablehnend und beginnen Fragen zu stellen.

El-Hassan: Diese Aktion ist für mich echte Empathie. Es geht ja nicht darum, jemandem das Kopftuch aufzudrängen. Ich habe nicht den geringsten missionarischen Eifer. Es geht einfach darum, einen Tag lang in den Schuhen eines anderen zu laufen und so etwas besser zu verstehen. Das ist eine Aktion, die mein Herz erwärmt. Wenn Menschen, die nicht betroffen sind, freiwillig sagen: Ich bin bei dir. Ich stehe zu dir. Du bist nicht allein.

Jasamin Ulfat geboren 1982 in Gelnhausen (Hessen), ist Dozentin für anglistische Literaturwissenschaften an der Uni Duisburg-Essen und gerade in Elternzeit.

Malika Boukraf geboren 1983 in Duisburg, ist Lehrerin an einem Gymnasium. Sie unterrichtet Biologie und Sozialwissenschaften.

Nemi El-Hassan geboren 1993 in Bad Saarow (Brandenburg) und aufgewachsen in Fürstenwalde/Spree, studiert Medizin an der Charité in Berlin. Sie ist Slampoetin und engagiert sich bei i,Slam.

Zeynep Mutlu-Iskender geboren 1984 in Rendsburg (Schleswig-Holstein), arbeitet im Vertrieb und Marketing eines großen Konzerns für Berufsbekleidung in Hamburg. Sie betreibt den Modeblog happyzeyno.blogspot.de.